

REZENSIONEN



<https://doi.org/10.18778/2196-8403.2021.13>

FRANZ, HEIDRUN (2014): *Das Hauptwerk des Astrologen Marcus Schinnagel von 1489. Alltagsmanagement und Zukunftsdeutung an der Schwelle zur Neuzeit.* Hamburg: Verlag Dr. Kovač. XXV+441 S.

Die vorliegende Untersuchung eines aus insgesamt fünf Tafeln bestehenden Polyptychons, das der Astrologe Marcus Schinnagel im Jahr 1489 in Form eines Altartafelbildes gestaltet hat, stellt nach Auskunft des Vorworts „eine überarbeitete Fassung“ der Dissertationsschrift dar, mit der die Verfasserin im Jahr 2013 an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg promovierte (vgl. S. XXIII). Dass die Arbeit bei der Einreichung als akademische Qualifikationsschrift noch den – im Vergleich mit der Druckversion wesentlich präziseren und aussagekräftigeren – Titel „Das Polyptychon des Marcus Schinnagel. Ein astronomisch-astrologisches Kompendium aus der Zeit des Renaissance-Humanismus“ trug (ebd.), spricht dabei angesichts des etwas krampfhaft um Modernität bemühten Anglizismus und der abgenutzten Schwellenmetaphorik im neuen Untertitel eher für die Betreuer*innen der Arbeit als für diejenigen der Publikation. Den ersteren sowie einer schier unüberschaubaren Anzahl an weiteren hilfreichen Geistern aus Universitäten, Bibliotheken und vielen anderen Bereichen dankt die Verfasserin auf etwa vier Seiten in dichtgedrängter Reihenfolge; inhaltlich dagegen kündigt das besagte Vorwort lediglich an, dass die im Zentrum stehende „kunsthistorische Analyse“ durch

„philosophische und vor allem wissenschaftshistorische Fragestellungen“ ergänzt worden sei (ebd.).

Die ganze Arbeit ist in drei Teile gegliedert, von denen der erste (bei weitem umfangreichste) die eigentliche Analyse beinhaltet, der zweite eine Edition der auf den Tafeln des Polyptychons aufgezeichneten astronomisch-astrologischen Texte und Tabellen bietet und der dritte Vergleichsmaterial aus weiteren Werken Schinnagels sowie zeitgenössischem Schrifttum versammelt. In der Einleitung zum ersten Teil präzisiert FRANZ die Zielsetzung ihrer Arbeit, indem sie sich vornimmt, „das Kunstobjekt nach seiner Form und seinem Inhalt zu analysieren, ikonographisch zu erkunden und kunsthistorisch einzuordnen“ (S. 6); dazu sollen „vergleichbare Objekte und Inhalte hinzugezogen werden“ (ebd.). Außerdem ist es der Verfasserin ein Anliegen, „den geistesgeschichtlichen Hintergrund der Entstehungszeit der Tafeln zu beleuchten, um die Stellung der Astrologie im Licht des naturphilosophisch-wissenschaftlichen Umbruchs des ausgehenden 15. Jahrhunderts beurteilen zu können“ (ebd.), wofür „auch auf die geschichtliche Entwicklung der Astrologie in Europa bis ins späte Mittelalter eingegangen werden“ soll (ebd.). Bereits in der Einleitung finden sich farbige,

qualitativ hochwertige Abbildungen, die zwar nicht im unmittelbaren Umfeld ihrer Behandlung im Text erscheinen und dem Leser daher nicht selten eine kleine, durch die zuverlässige Nummerierung allerdings überschaubare Suche abnötigen, die Ausführungen aber stets in aufschlussreicher Art und Weise veranschaulichen.

Dem einleitend formulierten Anspruch auf eine umfassende Kontextualisierung des Untersuchungsgegenstandes trägt das erste Unterkapitel der Arbeit Rechnung, indem FRANZ hier „Literatur und Quellen“ (S. 9) vorstellt, auf die sich ihre Arbeit stützt. Dass dabei allgemeine Nachschlagewerke wie das *Lexikon des Mittelalters* oder das *Verfasserlexikon* genannt werden, ist für Themen aus der Frühen Neuzeit zwar noch nicht an sich verwerflich, Volpis *Großes Werklexikon der Philosophie* allerdings sollte beim Verfassen einer wissenschaftlichen Arbeit dann doch in erster Linie als Hilfsmittel zum Auffinden weiterführender Literatur und nicht selbst als Referenz verwendet werden. Dennoch wird durchaus auch Spezialliteratur angeführt, etwa zum württembergischen Hof, zur Universität Krakau, zu Astronomie und Astrologie des 15. Jahrhunderts sowie zu Schinnagels Biographie. Der sehr kurze Abschnitt zu den „Quellen“ verweist dann allerdings lediglich auf Schinnagels weitere Werke sowie auf Handschriften und „Inkunabeln ähnlichen Inhalts“, die „als Vergleichsmaterial herangezogen“ worden seien (S. 13), was angesichts der Tatsache, dass Schinnagel die meisten auf dem Polyptychon präsentierten Texte aus älteren Kalendern und Almanachen wie denjenigen des Jakob Pflaum oder des Johannes Regiomontanus beinahe wörtlich übernommen hat, dann doch ein wenig irreführend erscheint.

Ob eine gedanklich eigenständige Auseinandersetzung mit der Philosophie der Renaissance bzw. der Rolle der Astrologie in-

nerhalb derselben für eine kunsthistorische Analyse wirklich als zwingende Voraussetzung angesehen werden darf, ist gewiss umstritten; in jedem Falle hätte eine solche den Rahmen der vorliegenden Arbeit wohl gesprengt. Dennoch erwecken nicht nur die langen Blockzitate aus der Sekundärliteratur (vgl. etwa S. 16, 24f., 26, 32, 36) zuweilen den Eindruck, als bleibe die Verfasserin in einem Grad von dem exzerpierten Handbuchwissen abhängig, der zumindest den Vorstellungen des Rezensenten von einer wissenschaftlichen Arbeitsweise nur bedingt entspricht. Dagegen muss man FRANZ zugutehalten, dass sie das erwähnte Handbuchwissen in dem entsprechenden ersten Hauptkapitel ihrer Arbeit nicht einfach unsystematisch kompiliert, sondern in überzeugender Manier vom Allgemeinen zum Besonderen voranschreitet, wenn sie zunächst die Geschichte der Astrologie in Antike und Mittelalter nachzeichnet, dann auf die Renaissance eingeht und sich mit den Ausführungen zu Johannes Reuchlin dem vermuteten Entstehungszusammenhang von Schinnagels Polyptychon nähert, um schließlich vergleichbare, aber etwas beliebig ausgewählte zeitgenössische Kunstgegenstände mit astronomisch-astrologischen Inhalten zu benennen, wobei in erster Linie illustrierte Handschriften und Drucke im Vordergrund stehen.

Konkreter und präziser werden die für die Untersuchung relevanten Aspekte im folgenden Kapitel benannt, das FRANZ der Universität Krakau und damit der *Alma mater* des Marcus Schinnagel widmet. Hier wird stringenter von der Gründung der Universität über die Betrachtung der Artes-Fakultät, die Blüte der Hochschule, das in ihrem Umfeld entstehende Schrifttum, die Verknüpfung auf Astrologie und Medizin konzentrierten Naturphilosophie mit magischen und alchemistischen Praktiken bis hin zu allgemeinen Überlegun-

gen zum Krakauer Humanismus im Kontext eines politischen und ökonomischen Zentrums voranschritten. In diese – meist sehr knappen und dadurch notwendigerweise bisweilen recht oberflächlichen – Darstellungen wird ein vergleichsweise langer Exkurs zur „Ptolemäischen Planetentheorie“ (S. 45-52) eingeschaltet, der beinahe die Hälfte des Kapitels (S. 39-56) einnimmt und den Leser*innen einen guten ersten Einblick in die Terminologie der Astronomie des 15. Jahrhunderts vermittelt, ohne allerdings das System selbst nachvollziehbar und anschaulich erläutern zu können.

Wesentlich bestimmter und eigenständiger präsentieren sich die Ausführungen zur Biographie des Marcus Schinnagel: Der Herkunft Schinnagels aus Cassovia/Kaschau/Kosice, verbürgt durch den Eintrag in der Krakauer Matrikel, fügt FRANZ die spektakuläre Identifikation des Vaters Nicolaus Schinnagel (dessen Vornamen ebenfalls die Immatrikulation des Sohnes in Krakau überliefert) mit einem Wiener Studenten hinzu, der sich 1430 als „Nicolaus Schynagel de Waidlinga“ eingeschrieben hat (vgl. S. 61-63). Über den Hinweis, dass Schynagel in Wien der *Natio Renensium* zugeordnet wurde, und den folgenden Matrikeleintrag eines „Johannes Sleyher de Waiblinga“ führt FRANZ den durchaus schlüssigen Nachweis, dass es sich – eher wegen als trotz der nachgewiesenen Existenz eines Thaddeus Schinnagel in Cassovia – bei diesem Nicolaus Schynagel um den Vater des Astrologen handeln könnte, der später wieder im südwestdeutschen Raum (Konstanz, Landsberg am Lech, Sulzberg im Allgäu) tätig war.

Aus diesem Befund werden weitreichende Folgerungen gezogen, die den Astrologen in der Waiblinger Familie verorten, der auch die Ehefrau Sebastian Brants entstammt (vgl. S. 65); insbesondere die soziale Herkunft Schinnagels und seine geographi-

sche Verortung in Württemberg einerseits sowie dem ungarisch-polnischen Raum andererseits wird ausführlich – und zuweilen etwas spekulativ – erörtert. Dagegen vernachlässigt FRANZ die Einträge zu Schinnagel in den Krakauer Universitätsakten sträflich: Die aus einer Budapester Dissertation (und damit leider erneut nicht den Quellen) entnommenen lateinischen Originaleinträgen, die in einer langen Fußnote aufgelistet werden (vgl. S. 68 Anm. 33), werden im Haupttext zwar in deutsche Paraphrasen aufgelöst (vgl. S. 68-70), aber der ebenso malerischen wie vielversprechenden Überschrift „Szenen aus dem Studentenleben des Marcus Schinnagel an der Universität Krakau“ zum Trotz eben nicht in eine farbige und lebendige Schilderung mit zahllosen Möglichkeiten der Bezugnahme auf das spätere Wirken des Astrologen umgesetzt. Die wichtigsten Informationen finden sich noch in den Fußnoten der S. 69, wo allerdings vieles (wie die Diskussion eines von Schinnagel entliehenen Buches mit dem aufschlussreichen Titel *De uita Antichristi et XV signis*) schon aufgrund der gewählten Präsentationsform notwendigerweise Stückwerk bleibt.

Das folgende Kapitel setzt die Biographie Schinnagels durch die Vorstellung der von ihm vor 1489 publizierten Praktiken und Almanache fort. Dabei geht FRANZ zwar ausführlich auf die Publikationskontexte, insbesondere also die Drucker und Druckorte der jeweiligen Texte ein, deren konkrete Analyse dagegen wird erneut der vorgängigen Forschung überlassen, die FRANZ dann ausufernd zitiert (vgl. S. 77-79). Die „Überlegungen zum Auftraggeber“ des Polyptychons bieten dann die – nach der Identifikation des Vaters Nicolaus Schynagel – zweite eigenständige These der Arbeit, die erneut von einer frappierenden Übereinstimmung ausgeht: Die im Jahr 1611 restaurierte Außenseite der Außen-

flügel präsentiert einen Johann Werner von Reischach und seine Ehefrau Margarita Speth als Besitzer der astronomischen Tafeln. Aus der durchaus in jedem Sinne merkwürdigen Tatsache, dass zur Entstehungszeit des Polyptychons ein Hans von Reischach lebte, der ebenfalls mit einer Margarethe Speth verheiratet war, schließt FRANZ nun auf diesen Gefolgsmann des Grafen Eberhard im Barte als „potentielle[n] Erstbesitzer der astronomisch-astrologischen Tafeln“ (S. 91), was einerseits durch die humanistische Kultur am württembergischen Hof, dem Hans von Reischach angehörte (vgl. S. 86-88), und andererseits durch die geographische Nähe der Reichsachischen Besitzungen in Nussdorf, Eberdingen und Riet zu Waiblingen, dem mithilfe der ersten These erschlossenen Herkunftsort der Familie des Astrologen, untermauert wird (vgl. S. 92).

Was auf den ersten Blick kaum weniger schlüssig und nachvollziehbar erscheint als die Identifikation des Wiener Studenten Nicolaus Schynagel mit dem Vater des Krakauer Studenten Marcus Nicolai (Schinnagel), kann – zumindest nach Ansicht des Rezensenten – wohl doch mehr oder minder eindeutig widerlegt werden. Denn die Rekonstruktion der Besitzverhältnisse durch FRANZ geht von folgender Hypothese aus: „Johann Werner von Reischach auf Hohenkrähen im Hegau könnte demnach die Existenz der – Anfang des 17. Jahrhunderts bereits bejahrten – Tafeln mit den gleichlautenden Eigentümernamen aus dem nördlichen Zweig der Familie in irgendeiner Weise zu Ohren gekommen sein, sodass er das Kunstwerk an sich brachte und es aktuell mit seinem und dem Namen seiner Frau sowie beider Wappen versehen ließ“ (S. 90).

Bei diesem Vorgehen wäre jedoch zwingend zu erwarten, dass die neuen Eigentümernamen, die ja mit ausführlichen latei-

nischen Widmungsgedichten versehen sind, diese (für das neue Eigentümerpaar doch gerade angesichts des Sujets geradezu unglaublich glückverheißende) Koinzidenz in irgendeiner Weise zur Sprache gekommen wäre – doch die Texte bieten keinerlei Anhaltspunkte für einen auch noch so gut versteckten Hinweis auf das gleichnamige Paar aus dem 15. Jahrhundert, zumindest sofern man nicht den *aitus honor* oder gar die *gloria gentis* in dieser Weise überinterpretieren will (was FRANZ lobenswerterweise nicht tut).

Aufschlussreich, wenn auch weitgehend nach vorgängigen Forschungsergebnissen referiert, präsentiert das letzte Kapitel des biographischen Vorspanns die „Späteren Zeugnisse Schinnagels“ (S. 95-113), die FRANZ wie bereits die vor 1489 erschienenen Publikationen in erster Linie unter dem Aspekt einer gezielten Karriereplanung analysiert, bevor sie mit Kapitel 8 in die eigentliche kunsthistorische Analyse ihres Untersuchungsgegenstandes einsteigt. Hier zeigt FRANZ ihre Stärken auf dem Fachgebiet, dem die Dissertation ja auch zugeordnet ist. Immer wieder werden überzeugende zeitgenössische Vergleichswerke herangezogen, vor deren Hintergrund die Bildelemente der einzelnen Tafeln stets kenntnisreich in den entsprechenden Kontext eingeordnet und minutiös interpretiert werden; exemplarisch sei die ikonographische Analyse der im unteren Bereich der Mitteltafel abgebildeten Affen genannt, in deren Rahmen die Verfasserin äußerst aufschlussreiche Beobachtungen erarbeiten kann (vgl. S. 160-162).

Gegen die Qualität der kunsthistorischen Analyse fällt diejenige der in Teil II der Arbeit präsentierten Edition allerdings enorm ab, obgleich FRANZ zwei wesentliche Quellen Schinnagels, nämlich einen Kalender Jakob Pflaums und einen Almanach des Johannes Regiomontanus, überzeugend nachweisen

kann und ihrer Edition durch die Notation der wenigen Abweichungen in eckigen Klammern nicht ungeschickt unterlegt. Doch nicht nur die schon an sich problematische Ursache, dass das auf den Tafeln Verzeichnete lediglich in Auszügen wiedergegeben wird, stimmt hier bedenklich; die folgende Begründung für eine dieser Auslassungen grenzt beinahe schon an Arbeitsverweigerung: „Die Stichworteinträge in der Tabelle sind aufgrund von Abkürzungen schwer identifizierbar. Es wurde deshalb auf eine editorische Wiedergabe verzichtet“ (S. 358). Verzichtet hat FRANZ auch auf eine Übersetzung der frühneuhochdeutschen Texte; stattdessen beschränkt sie sich auf einzelne Anmerkungen, von denen einige – wie die Wiedergabe von „zuigknuß“ (Zeugnis) mit „zukunft – Hinzukommen; hier wohl i. S. v. ‚hinzu kommen‘“ (S. 340); das Wort erscheint auf derselben Seite noch zwei weitere Male stets in derselben idiomatischen Verbindung – dann doch berechtigte Zweifel daran aufkommen lassen, ob die Verfasserin den Herausforderungen einer durchgängigen Übertragung der Texte in die heutige Sprache überhaupt gewachsen gewesen wäre. Dass in Teil III, einem Anhang, der neben einer Bibliographie Schinnagels auch einige Passagen aus seinen Texten verzeichnet, die ebenso wie der völlig unmotiviert dazu gestellte Auszug aus Pico della Mirandolas *Oratio de hominis dignitate* kaum einen Bezug zum eigentlichen Thema der Arbeit aufweisen, zwei kurze frühneuhochdeutsche Passagen nicht nur übersetzt werden, sondern diese Übersetzung auch jeweils ausdrücklich durch den Vermerk „Übersetzung d. Verf.“ gekennzeichnet wird (vgl. S. 419f.), kann diese Frage leider auch nicht beantworten, denn gerade diese beiden Textstücke weisen für die heutigen Leser*innen keinerlei Verständnisschwierigkeiten auf – anders als die in Teil II präsentierte Edition (zumindest in den Abschnitten, die Schinnagel nicht direkt

von Pflaum oder Regiomontan übernommen hat). Hier wäre eine konsequente Durchführung der philologischen Arbeit, deren Bezeichnung als Edition angesichts der Ergebnisse doch etwas anmaßend erscheint, wünschenswert gewesen – eine vollständige Transkription, Übersetzung und Kommentierung der auf dem Polyptychon versammelten Texte bleibt also auch nach dem Erscheinen der vorliegenden Arbeit ein Desiderat.

Abschließend ist also festzuhalten, dass die Arbeit nicht nur Stärken und Schwächen aufweist, sondern dabei leider auch zu den Extremen tendiert: Fundierten kunsthistorischen Beobachtungen und zwei beachtenswerten biographisch-historischen Thesen stehen eine teils erschreckende Unselbständigkeit bei der kritischen Auswertung komplexerer Quellen sowie eklatante philologische Mängel gegenüber. Auch die sprachliche Gestaltung der Arbeit variiert in ihrer Qualität stark: Flüssig und elegant formulierten Abschnitten – hier sei insbesondere das Resümee hervorgehoben, das derart positiv hervorsteht, dass man sich unwillkürlich fragt, ob die Verfasserin es nicht aus dem englischen Summary (bei dem FRANZ nach Ausweis des Vorworts ausführliche Hilfestellungen zuteilwurden, (vgl. S. XXV) rückübersetzt hat (vgl. S. 287-291 bzw. S. 293-296), stehen immer wieder sprachlich äußerst unbeholfene Formulierungen gegenüber, die nicht nur auf die Vorliebe der Verfasserin für das Adjektivsuffix „-bar“ zurückzuführen sind.

Besonders betrüblich ist schließlich, dass sich die Arbeit mit dem astrologischen Inhalt des Polyptychons, der im reißerischen Untertitel „Alltagsmanagement und Zukunftsdeutung“ ja eigentlich ins Zentrum der Untersuchung gerückt wird, letztlich kaum beschäftigt, da eine Interpretation der (zudem wie gesagt unvollständig) edierten Texte leider nicht erfolgt. Hier bleibt nicht nur für die Philologie, sondern auch für die

Literaturwissenschaft und für die Wissenschaftsgeschichte noch viel zu tun – wenn die vorliegende Arbeit am Ende allerdings dafür mit sorgt, dass die hier abschließend benannten Desiderate mittelfristig abgear-

beitet werden, hat sie einen ganz wesentlichen Aspekt wissenschaftlicher Betätigung letztlich trotz eigener Mängel doch noch erreicht.

Heiko Ullrich, Bruchsal

CARSTENSEN, THORSTEN (2019) (ed.): Die tägliche Schrift. Peter Handke als Leser. Bielefeld: Transcript. 383 S.

Der US-amerikanische Germanist THORSTEN CARSTENSEN ist der Handke-Forschung spätestens seit seiner 2013 erschienenen Dissertation *Romanisches Erzählen. Peter Handke und die epische Tradition* bekannt. Nun liegt in der Lettre-Reihe des Transcript-Verlags ein Sammelband vor, dessen Anspruch ist, das Oeuvre des österreichischen Autors als komplexes Verhältnis von Lesen und Schreiben darzustellen. Es geht also darum, Handkes Texte in Beziehung zu seiner kontinuierlichen und disparaten Lektüre von Weltliteratur, von Räumen und Landschaften und nicht zuletzt von sich selbst zu setzen. Dieses Unterfangen ist originell, allein weil es Schwieriges verspricht – der Untertitel *Peter Handke als Leser* suggeriert, dass der Fokus zwar auf der Figur des öfter als narzisstisch gescholtenen Autors bleibt (vgl. S. 233), doch es öffnet sich zugleich eine Perspektive auf verschiedenartig aufgefasste Lese-Stoffe und Lese-Richtungen.

Die Publikation ist in vier Teile gegliedert – „Lesestrategien“, „Anrufung der Autoritäten“, „Variierende Wiederholungen“, „Das Buch der Welt“ – was die Schwerpunktsetzung des Herausgebers hervorhebt und die Orientierung innerhalb der neunzehn unterschiedlich langen Beiträge erleichtert. Bevor man in die Lektüre einzelner Analysen einsteigt, wird man von THORSTEN CARSTENSEN in die Materie eingeführt – die umfangreiche Einleitung verrät die Vertrautheit des Herausgebers

mit Handkes Werk (und seinen Peripherien, u.a. dem Vorlass Handkes im Marbacher Literaturarchiv), indem ein Überblick über Handkes Lektürepräferenzen, seine Haltung gegenüber der Tradition sowie ein erster Einblick in Handkes Lesen als „Existenzform“ (POLT-HEINZL 2017) geboten wird. Eine kursorische Beschreibung einzelner Beiträge ergänzt die Einleitung und erklärt das Anliegen und die Komposition des Buches.

Im ersten Teil „Lesestrategien“ eröffnen die Zugänge zu Handkes Texten – darunter Journale, *Langsame Heimkehr* (1979), *Die drei Versuche* (1998), das kurze Kinofeuilleton *Sacramento* (1964) – eine breite Skala von Perspektiven und lassen so die Mehrdimensionalität des Oeuvres zum Ausdruck kommen. Nach dem essayistischen Beitrag von PETER STRASSER, der sich mit subjektiven Reflexionen an Handke als Leser herantastet, entwickelt HEIKE POLSTER ein Panorama der Langsamkeit, das als Zugang zu poetischen Zeiträumen des österreichischen Autors angeboten wird. Die entschleunigte Erschließung der Wirklichkeit erscheint hier als eine Leitlinie und als eine für Handke typische Lesebewegung. Eine existenzielle Lesestrategie prägt den Text von JUTTA HEINZ, die anhand von *Die drei Versuche* einige in der Tiefenstruktur der Texte zu erkennende Dasein-Lektüren nachzeichnet. Eine Schlüsselfunktion spielt dabei die Intertextualität, in der ein vielfältiges

Netz von Lese-Möglichkeiten des Erlebens von Wirklichkeit sichtbar wird. Transmedial versteht ANNA ESTERMANN Handkes ‚Mitlesen‘ – ihre Analyse orientiert sich an seiner Western-Faszination und demonstriert überzeugend, wie der junge Handke die Regelpoetik der Genre-Filme studiert und für seine literarischen wie filmischen Experimente nutzt.

Im zweiten Teil werden Autoritäten ‚angerufen‘ – drei Beiträge widmen sich explizit den Bezügen zur Prosa von Franz Grillparzer, Adalbert Stifter und Heimito von Doderer. Grillparzer und Handke verbindet BIRTHE HOFFMANN zufolge die Idee des Zusammenhangs, die sie auf formaler wie auch inhaltlicher Ebene u.a. in *Langsame Heimkehr* (1979) und *Die Lehre der Sainte-Victoire* (1980) untersucht. Im Letzteren lassen sich auch viele Stifter-Referenzen ausmachen, wie MARIA LUISA ROLI u.a. in ihren Hinweisen auf die Farbenmotivik sowie auf die wiederkehrende Unheimlichkeit in Stifters Poetik deutlich macht. Doderer erscheint in dieser Ahnenreihe als einer, dessen Raumpoetik im Zusammenhang mit einer auratisch beeinflussten Begegnung mit Phänomenen der Wirklichkeit steht und damit Verwandtschaft mit Handkes ‚poetischer Stimmung‘ (S. 177) aufzeigt.

Eine Auseinandersetzung mit mehreren Autoritäten thematisiert KARL WAGNER in einer kursorischen Übersicht zu Handkes literarischen Sympathien und Aversionen, wobei Handkes Arbeit an einer alternativen, d.h. nicht allein auf den Roman fokussierten „tentativen Genealogien der Moderne“ (S. 159) gewürdigt wird. WAGNER verweist auf die Produktivität der Bezüge zu US-amerikanischen, französischen und russischen Autoren für Handkes Moderne-Kritik. Mit Handkes Nähe zum arabischen Autor Ibn ‘Arabî beschäftigt sich CHIHEB MEHTELLI, der in seinem Beitrag der mys-

tischen Dimension und der Bedeutung der Transzendenz u.a. im dramatischen Gedicht *Über die Dörfer* (1981), in *Versuch über die Müdigkeit* (1989) und im *Don Juan* (2004) nachspürt. Verknüpfungen zwischen Handke und Ibn ‘Arabî erkennt MEHTELLI u.a. in der Verschränkung von Eros und Mystik, die sich im Zustand der Müdigkeit manifestiert – so bekommt Handkes leitmotivisch wiederkehrende Müdigkeit eine neue und zugleich eine interkulturelle Kontextualisierung.

Im Teil ‚Variierende Wiederholung‘ werden die Referenzen auf konkrete Texte präziser. Es handelt sich dabei um so verschiedene Ansätze wie Handkes theatralische Beckett-Lektüre (ELEONORA RINGLER-PASCU), Parallelen zwischen Handke, Heidegger und Dylan anhand eines poetologischen Essays von Edgar Allan Poe (ANJA POMPE), Handkes Selbstzitate (OLIVER KOHNS und ALEXANDER HONOLD), Handkes und Wenders Filme als intermediale Transpositionen (OLIVER C. SPECK), Handkes Spanien-Lektüren und Spaniens Handke-Lektüren (ANNA MONTANÉ FORASTÉ). In der Vielfalt der hier versammelten Ansätze und Perspektiven erscheinen die programmatischen Stichworte ‚Variation‘ und ‚Wiederholung‘ etwas pauschal und damit beliebig – während sich die Beiträge von POMPE und KOHNS explizit und auch theoretisch mit dem Phänomen der Wiederholung auseinandersetzen, gehen die anderen Autor_innen weniger konzise vor. Überzeugend ist die Herangehensweise von RINGLER-PASCU: Ihr Close Reading der Theatertexte Handkes (*Bis daß der Tag euch scheidet*, 2008) und Becketts (*Krapp's Last Tape*, 1958) lässt eine Reihe von Echo-Effekten erkennen, die u.a. als „Neuschreibung“ (S. 202) und „Umkehrung“ (S. 204) bezeichnet werden. Ähnlich geht MONTANÉ FORASTÉS Beitrag über Handkes spanische Lektüren vor – die Leere, ein

u.a. in Handkes *Don Juan* präsenten Faszinosum, erscheint in unterschiedlicher Semantisierung als Spur der (biografischen) Begegnung mit der spanischen Landschaft und wird in Texten spanischer Autor_innen und Handke-Leser wie Felix Romeo, Miguel Morey und Edgar Borges aufgegriffen und variiert.

Der letzte und ebenfalls recht disparate Teil „Das Buch der Welt“ eröffnet Möglichkeiten räumlich orientierter Lesarten – eine strukturelle Verwandtschaft von Handkes Poetik mit Märchen und deren zentralem Motiv des Ausbruchs in die Welt findet sich dort neben Landschaftslektüren Alaskas, der USA, Sloweniens und Serbiens, die, wie CHRISTOPH PARRY anschaulich darlegt, einzelne Etappen des Oeuvres prägen. JÖRG WORMERS punktuelle Analyse der von Handke immer wieder vorgenommenen Paris-Lektüren, die sich mit Ich-Lektüren verflechten, ergänzen das Tableau. THORSTEN CARSTENSENS Beitrag über Handkes Seelenverwandten, den französischen Schriftsteller Philippe Jaccottet, zeichnet die sich überlappenden (Lese) Landschaften beider Autoren nach; Handke wird damit auch als Übersetzer von Jaccottet (sowie von René Char und Francis Ponge) porträtiert.

Unter den Autor_innen der einzelnen Beiträge findet man sowohl erfahrene Handke-Forscher_innen und Übersetzer_innen (u.a. ins Rumänische und Spanische) als auch Literaturwissenschaftler_innen, die sich mit dem Autor nur am Rande beschäftigen. Die Besetzung ist international, neben deutschen und österreichischen Beiträger_innen finden sich Handkerianer_innen aus Dänemark, Finnland, Italien, Rumänien, der Schweiz, Spanien, Tunesien und den USA. International ist auch die angeführte Forschungsliteratur, die allerdings nur anhand der

Fußnoten rekonstruierbar ist, man vermisst systematisch aufgelistete Literaturnachweise.

Die im Untertitel avisierte Verschränkung der Perspektive eines schreibenden und lesenden Handke wird zwar nicht in jedem Beitrag argumentativ eingelöst, der Ansatz an sich ist aber deswegen aufschlussreich, weil an mehreren Stellen Reflexionen über Gewohnheiten und Prozesse des Lesens einen Schlüssel zum Verständnis von Handkes vielfältiger Poetik liefern. Das Spektrum der herangezogenen Primärtexte erstreckt sich von den experimentellen Anfängen in den 1960er bis hin zu letzten Prosa- und Theaterstücken, die Letzteren bleiben dennoch deutlich unterrepräsentiert. Somit ist die Tendenz erkennbar, die bereits durch die Forschung sanktionierten Wendemomente und Brüche in Handkes Schreiben über seine Begegnungen mit Schriften anderer sowie mit diversen Lese-Räumen zu beleuchten. Viele Beiträge rekurrieren auch auf bereits bestehende Studien, was mit Blick auf die langjährige Handke-Forschung nicht verwunderlich ist; der Eindruck einer rekapitulierenden Bestandsaufnahme macht sich an einigen Stellen bemerkbar. Insgesamt bietet der Band eine interessante Bandbreite von Einblicken in Handkes Schreibwerkstatt sowie eine solide Grundlage für eine weitere leserorientierte Handke-Forschung.

Literatur:

CARSTENSEN, THORSTEN (2013): *Romanisches Erzählen. Peter Handke und die epische Tradition*. Göttingen.

POLT-HEINZL, EVELYN (2017): Der Leser als *der Lebendige*. In: PEKTOR, KATHARINA (ed.): *Peter Handke. Dauerausstellung Stift Griffen*. Salzburg / Wien, 84-85.

Kalina Kupczyńska, Łódź

CARL, MARK-OLIVER / GRIMM, SIEGLINDE / KÓNYA-JOBS, NATHALIE (eds.) (2021): *Ost-Geschichten. Das östliche Mitteleuropa als Ort und Gegenstand interkultureller literarischer Lernprozesse* (= Themenorientierte Literaturdidaktik, Bd. 3). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 262 S.

2015 schrieb Bridgid Haines über einen „Eastern European Turn in Contemporary German-Language Literature“ (HAINES 2015) und markierte damit einen neuen Trend in der interkulturellen Literaturforschung, der bisher eher auf islamische Länder und Kulturen fokussiert war. Die wachsende Aufmerksamkeit für deutschsprachige Literatur aus Nordost-, Ostmittel- und Südosteuropa, vorwiegend aus den multiethnischen Gebieten der ehemaligen Habsburgermonarchie, findet Begründung in den faktischen Zuwanderungsquoten: Staatsbürger aus Ost- und Mitteleuropa sind mit ca. 3,7 Millionen die größte Migrationsgruppe in Deutschland, deutlich vor Immigrant_innen türkischer, syrischer, irakischer und afghanischer Herkunft. Dies spiegelt sich in der alltäglichen Praxis und immer größeren Anzahl von Schüler_innen aus östlichen Teilen Europas in Lerngruppen an den deutschen Schulen wider. Im Hinblick darauf erscheint sinnvoll und wünschenswert, dass die Literatur aus dem bzw. über das östliche(n) Mitteleuropa nicht nur in literaturwissenschaftlichen Studien, sondern auch in fachdidaktischen Reflexionen einen wichtigen Platz einnimmt. Ein solches Ziel verfolgen die Herausgeber_innen des Bandes *Ost-Geschichten. Das östliche Mitteleuropa als Ort und Gegenstand interkultureller literarischer Lernprozesse*, der als Resultat einer internationalen Tagung von 2018 am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Universität zu Köln erschien. Die Publikation umfasst dreizehn Artikel, die aus unterschiedlichen Blickwinkeln die inter- und transkulturellen Lernpotenziale literarischer Werke mit

Rekurs auf ost- und mitteleuropäische Regionen thematisieren und konkrete Angebote ihrer Didaktisierung im Deutschunterricht liefern.

In der Einführung präsentieren die Herausgeber_innen in Umrissen theoretische und methodologische Ansätze für ihr Anliegen, die z.T. in den folgenden Beiträgen Verwendung finden. Der erwähnte *Eastern Turn* in den Literaturwissenschaften wird als eine Chance für die Literaturdidaktik betrachtet, neue Perspektiven und Themenkomplexe in die Unterrichtspraxis einzubringen. Einleitend wird an historische Umwälzungen nach dem Ersten Weltkrieg erinnert, als infolge des Zusammenbruchs großer polyethnischer Großmächte neue Nationalstaaten entstanden, sowie an den Zerfall der Sowjetunion 1991, infolgedessen die baltischen Republiken wie Estland, Lettland und Litauen ihre Autonomie zurückerlangten. Die neuesten politischen Ereignisse wie der Beitritt neuer Länder zu der EU, aber auch die weltanschaulichen Reibungen innerhalb der EU, z. B. um die Aufnahme von Flüchtlingen, und wachsende nationalkonservative Sympathien in manchen europäischen Ländern lassen die Herausgeber_innen besorgt nach der Zukunft des vereinigten Europa fragen und insbesondere danach, inwiefern das Bildungswesen und darunter der interkulturelle Literaturunterricht zur konstruktiven Bewältigung der Herausforderungen beitragen kann. Im Folgenden wird der Begriff ‚östliches Mitteleuropa‘ in Frage gestellt und als kulturell vermitteltes Konstrukt bloßgelegt, das mehr mit subjektiven, oft stereotypbeladenen Vorstellungen

als mit räumlichen Gegebenheiten zusammenhängt. An dieser Stelle muss an die These von der ‚Erfindung Osteuropas‘ des amerikanischen Historikers Larry Wolff angeknüpft werden, wonach Vorstellungen über diese Region von den führenden Ländern der Aufklärung wie England und Frankreich geprägt wurden und somit eine durch Macht und Dominanz entstellte, westliche Sicht auf das östliche Europa präsentieren (vgl. LARRY 1994). Die Autor_innen des Bandes berufen sich darüber hinaus auf den Ansatz von Frithjof Benjamin Schenk und seine Verwendung der *Mental Maps*-Theorie zur Veranschaulichung von Ost-West-Beziehungen.

Verschiedene fachdidaktische Herangehensweisen an die vorgenommene Problematik gehen von dem Wechselverhältnis von ‚Eigenem‘ und ‚Fremden‘ aus, welches von den Schüler_innen durch einen literarisch angestoßenen Perspektivwechsel im Unterricht aktiv geübt werden könnte. Eine zum Dualismus von ‚eigen‘ und ‚fremd‘ alternative Auffassung bietet Wolfgang Welsch mit seinem Konzept der Transkulturalität, nach dem die Vorstellungen von homogenen, klar separierten kulturellen Gruppen – in diesem Fall vom Osten und Westen – dekonstruiert werden müssen. Bei dieser Perspektive besteht jedoch die Gefahr, dass „kulturelle Eigenheiten kaum mehr als solche wahrgenommen werden und Erfahrungen des Fremden in ihrer Andersheit unberücksichtigt bleiben“ (S. 15). Ein anderes Konzept, das auch die binären Oppositionen zu entschärfen versucht, ist die postkoloniale Theorie des hybriden Subjekts, die besagt, dass Identitäten keine abgeschlossenen Ganzheiten bilden, sondern permanent konstruiert werden. Weiterhin wird Michel Foucaults kulturtheoretisches Ähnlichkeitsparadigma zitiert, also das Denken in Ähnlichkeiten, wodurch die Differenzen überbrückt werden und nicht als etwas

Stares erscheinen. Eine solche Perspektive nähert sich dem erwünschten ‚dritten‘ Ort (nach Homi Bhabha) an, der Dazwischen-Position, die unscharfe, diffuse Begrifflichkeiten, Überschneidungen und Abstufungen zulässt. Als letztes analytisches Modell wird das Kollektiv-Paradigma von Klaus Hansen dargestellt: „Hansen versteht die kulturelle Prägung von Individuen als Resultat ihrer Zugehörigkeit zu einer Vielzahl unterschiedlicher Kollektive (Polykollektivität)“ (S. 17), wobei Nationalkulturen als ‚Dachkollektive‘ eine besondere Rolle zukommt. Aus den Überlappungen verschiedener Kollektivzugehörigkeiten ergeben sich ein differenzierteres Gesamtbild und ein geteiltes Wissen.

Dieser einführende Überblick zu möglichen Ansätzen für eine interkulturelle Literaturdidaktik zeugt von einer festen theoretischen Fundierung des Bandes und erweist sich sehr hilfreich bei der Lektüre der darauffolgenden Beiträge, in denen die praktische Anwendung der Ansätze an konkreten Beispielen und somit ihre Verwertbarkeit zum Zweck der Vermittlung und Deutung literarischer Werke erprobt und veranschaulicht werden.

Im Eröffnungstext *Mentale Modelle des ‚Westens‘ und ‚Ostens‘ elaborieren und reflektieren mit Nellja Veremejs* „*Berlin liegt im Osten*“ (S. 25-43) hebt MARK-OLIVER CARL das kognitionspsychologische Konzept der *mental maps* vom Osten und Westen Europas sowie bestimmte Einsichten der Stereotypenforschung hervor. Sowohl ‚mentale Landkarten‘ als auch stereotype Bilder, die u.a. durch die Literatur vermittelt werden, erfüllen laut CARL wichtige kognitive Funktionen und sind anthropologisch gesehen kaum zu überwinden; im Unterricht können und sollen sie stattdessen miteinander konfrontiert und dadurch dekonstruiert werden, was weiteren erkenntnistheoretischen Nutzen

bringt. Als Beispiel dient das Schicksal der Hauptprotagonistin aus Veremejs Roman, die mit ihrer Familie aus dem fernen Osten nach Berlin kommt und in der deutschen Hauptstadt ihre klischeehaften Vorstellungen weitgehend verifizieren muss.

JAN-CHRISTOPH MARSCHELKE lehnt sich in *Ethnonationalität jenseits von Inter- und diesseits von Transkulturalität. Eine Skizze von Brubakers Gruppismuskritik mit kollektivwissenschaftlichen Anmerkungen* (S. 45-60) an die Gruppismus-Theorie des US-amerikanischen Soziologen Rogers Brubakers an und kombiniert sie mit Klaus Hansens Kollektivparadigma. Sehr reich an theoretischen Anknüpfungspunkten, aber auch an praktischen Anregungen und Angeboten ist auch der Beitrag *Narrative Konstruktionen des Raumes ‚östliches Mitteleuropa‘ als Herausforderung der interkulturellen Literaturdidaktik: theoretische und praktische Zugänge* (S. 61-82).

NATHALIE KÓNYA-JOBS bezieht sich auf raumtheoretische Konzepte aus dem Bereich des *Spatial* und *Topographical Turn* und verwendet sie zur Auslegung einer Reihe von deutschsprachigen Romanen, in denen der Topos des östlichen Mitteleuropas zum Ausdruck kommt. So wird Martin Kordícs Buch *Wie ich mir das Glück vorstelle* mithilfe von Jurij Lotmans Raumsemantik analysiert und der bereits im ersten Artikel erwähnte Roman von Nellja Veremej mit Bezug auf Bachtins Chronotopologie beleuchtet. Bei Wolfgang Herrndorfs *Tschick* beruft sich die Autorin auf Michel De Certeaus Konzeption des ‚Parcours‘ und bei *Kukolka* von Lana Lux auf Michel Foucaults Heterotopologie. Als letztes wird eine kontrastive Analyse von Melinda Nadj Abonjis Roman *Tauben fliegen auf* angeboten, für die Konzepte des Erinnerungsortes von Pierre Nora und des Nicht-Ortes von Marc Augé angewendet werden.

In „*Andrikson*“ (lett. „*Andriksons*“) von *Rūdolfs Blaumanis: eine transkulturelle Dorfnovelle und ihre didaktische Relevanz. Der zweisprachige Nationalautor Blaumanis im transkulturellen Raum des Baltikums der Jahrhundertwende* (S. 83-101) interpretiert ROLF FÜLLMANN besagte Novelle als „literarische Inszenierung der verschiedenen Vorstellungen und Interessenlagen sozialer und ethnischer Gruppen in einer tief gespaltenen Gesellschaft“ (S. 19), wobei die darin dargestellte Konfliktsituation als modellhaft und paradigmatisch gelten kann. Blaumanis Schaffen dient außerdem als Beispiel dafür, dass die deutsche Sprache historisch von verschiedenen ethnischen Gruppen an unterschiedlichen Orten in ganz Europa verwendet wurde. Hieran und an die im Schulkanon wenig beachteten Autoren_innen aus östlichen Regionen des ehemaligen Habsburgerreiches erinnert WINFRIED ADAM in seinem Artikel *Weit mehr als Kafka – literarische Texte aus und über Mitteleuropa im Deutschunterricht* (S. 103-115). Exemplarisch werden drei literarische Texte behandelt: Joseph Roths *Das falsche Gewicht*, Gregor von Rezzoris *Skutschno* und Peter Härtlings *Božena*.

EDWARD BIALEK und KRZYSZTOF HUSZCZA widmen ihren Beitrag *Historisches Lernen im deutschen Literaturunterricht in Polen. Fallbeispiel: Monika Taubitz und ihre literarischen Begegnungen mit Schlesien* (S. 117-135) dieser deutschsprachigen Autorin schlesischer Herkunft und untersuchen das geschichtsdidaktische Potenzial ihrer Werke sowie dessen Wertbarkeit an polnischen Schulen und Universitäten.

Zwei weitere Texte des Bandes fokussieren literaturdidaktische Vermittlung deutschsprachiger Literatur, die jeweils auf dem ‚fremden‘, nämlich russischen und ungarischen Boden entstanden ist. JULIA PODELO befasst sich in *„Russlanddeutsche“ Texte im*

Literaturunterricht – Potenziale einer unbekanntenen Literatur (S. 137-153) mit einigen Werken russlanddeutscher Autor_innen – darunter Gottlieb Eirichs *Wie wir Krebse und Hechte fischten* und Georg Gaabs *Trusy*, die sie aus der Perspektive von Hansens Kollektivtheorie analysiert. Durch diesen Ansatz kommt die Polykollektivität sowohl der literarischen Held_innen als auch der Verfasser_innen deutlich zum Vorschein. ESZTER PROPSZT hingegen beschreibt in ihrem Artikel *Lernen mit der ungarndeutschen Literatur – Identitätsperspektiven* (S. 155-166) das Konzept eines von ihr selbst verfassten Studienbuches, das im Studiengang für Deutsch als Minderheitensprache an der Universität Szeged eingesetzt wird. Das Hauptziel dieser Publikation ist die Hervorhebung der tragenden Rolle von Literatur für die Bedeutung- und Identitätsbildung bei künftigen Deutschlehrer_innen. Es werden auch exemplarische Text- und Aufgabenbeispiele aus besagtem Lehrbuch sowie persönliche Praxiserfahrungen der Autorin in der Hochschullehre angeführt. Stark praxisorientiert erweist sich auch der Text *Das literarische Unterrichtsgespräch nach dem Heidelberger Modell aus interkultureller Perspektive* (S. 167-185) von KRISTINA KRIEGER. Das literarische Gespräch wird hier als eine geeignete Lehrmethode für die unterrichtliche Behandlung interkultureller Literatur betrachtet, wodurch die Mehrdimensionalität und Multiperspektivität der Werke entsprechend berücksichtigt werden. Der freie Gedankenaustausch über den Text und eigenes Befremdung sowie mögliche Irritationen solle den Schüler_innen und Studierenden zur Selbstreflexion und Identitätsbildung verhelfen und ihr Wahrnehmungsvermögen entwickeln und sensibilisieren, ohne dass die im Text erfahrene Fremdheit einfach assimiliert wird. Die anschließende Darstellung einer empirischen Studie veranschaulicht die Um-

setzung des Heidelberger Modells zum literarischen Unterrichtsgespräch.

Auch MARIS SAAGPAKK berichtet von konkreten persönlichen Lehrerfahrungen in Bezug auf deutschbaltische Kulturgeschichte und Sprachdenkmäler in der Stadtlandschaft von Tallinn in ihrem Beitrag *Deutsch(baltisch)e Texte als Gegenstand des interkulturellen Lernens im DaF-Unterricht in Estland* (S. 187-204). Die Autorin beschreibt eine Reihe von Projekten, in denen nach Spuren der lokalen deutschen Geschichte gesucht wird, die dann im Unterricht kulturell-didaktisch erörtert werden. Einige Befunde wurden im Text in Form von fotografischem Material eingefügt. Die theoretische Grundlage für das vorgenommene Verfahren liefert der sprachwissenschaftliche Ansatz der *linguistic landscapes*. Einen weiteren polnischen Akzent liefert der Artikel *Identität ist etwas Persönliches. Migration, Identität und Schreiben in „Wir Strebermigranten“ von Emilia Smechowski* (S. 205-222). Renata Behrendt untersucht darin den Migrations- und Identitätsdiskurs in dem autobiographisch geprägten Reportageroman von Smechowski vor dem Hintergrund der transkulturellen und hybriden Identitätskonzepte. Sie bietet auch konkrete Vorschläge der didaktischen Herangehensweise an diesen Text. Anhand dieses Beispiels weist der Beitrag auf die starke Präsenz deutschsprachiger Autor_innen mit polnischem Migrationshintergrund in Deutschland hin, die erst langsam auch in der Forschung Beachtung findet.

Bei RENE KEGELMANN stehen dagegen zwei schon etablierte Schriftstellerinnen im Fokus – in seinem Beitrag *Ortlosigkeit und innere Räume. Interkulturelles literarisches Lernen mit der frühen Prosa von Herta Müller und Terézia Mora* (S. 223-243) werden Müllers *Niederungen* und Moras *Seltsame Materie* im Hinblick auf ihr literaturdidaktisches Potenzial erforscht. Die Besonderheit beider

Texte liegt in der spezifischen narrativen Strategie, bei der aus der Innenperspektive der kindlichen bzw. jugendlichen Protagonist_innen erzählt wird, was mit der starren, unfreundlichen Umgebung, einerseits des rumänischen Banats, andererseits der ungarisch-österreichischen Grenzregion um den Neusiedlersee stark kontrastiert.

Der abschließende Artikel *Die ‚Banalität des Bösen‘ im Roman „Meeresstille“ von Nicol Ljubić und im Film „Storm/Sturm“ von Hans-Christian Schmid* (S. 245-259) stammt von MARIJANA ERSTIĆ. Der Bezugspunkt für die vergleichende Analyse beider Werke ist Hannah Arendts bekannter Text zum Eichmann-Prozess in Jerusalem. Darüber hinaus wird das Thema der Darstellung und Ästhetisierung des Bösen (nach Karl Heinz Bohrer) aufgegriffen. Sowohl im Roman als auch im Film handelt es sich um Ereignisse während des Gerichtsverfahrens am Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag, wobei im ersten Fall v.a. die Rolle der Sprache als Erkenntnisträger betont wird, während im Film die politischen Hintergründe des Strafgerichtshofes mehr Aufmerksamkeit erfahren. Die Autorin unterstreicht außerdem die Vorteile und Attraktivität der unterrichtlichen Gerichtssimulation als didaktische Makromethode.

Wie man der obigen Übersicht entnehmen kann, decken die einzelnen Artikel des Bandes ein ganzes Spektrum von Themen ab, für die das östliche Mitteleuropa als gemeinsamer Nenner fungiert: von politisch-geschichtlichen Reflexionen und kognitions-wissenschaftlichen Überlegungen zu (stereotypen) Vorstellungen von Osteuropa über

Analysen literarischer Repräsentationen von Lebenserfahrungen auf diesem Gebiet bis zu konkreten Aspekten des Umgangs mit lokaler multiethnischer und mehrsprachiger Vergangenheit. Alle diese historischen, literatur-, sprach- und kulturwissenschaftlichen Untersuchungen, bei denen auch Ansätze aus den Bereichen der Soziologie, Psychologie und Philosophie herangezogen werden, verbindet der konstante Bezug auf die methodologische und didaktische Praxis. Den Schwerpunkt bildet die Frage nach dem Nutzen der Verwendung diverser ‚Ost-Geschichten‘ im Rahmen der interkulturellen Lehre. Dass der *Eastern European Turn* für die deutsche Literaturdidaktik tatsächlich gewinnbringend sein kann, unterliegt im Lichte der präsentierten Beiträge keinem Zweifel. Ein besonderer Vorzug des Bandes ist auf jeden Fall nicht nur eine feste Einbettung in zeitgenössische Theorien, sondern vor allem der Versuch, den interessierten Leser_innen, darunter praktizierenden Lehrkräften, eine Reihe von konkreten Anregungen, Ideen und Vorschlägen zur Gestaltung des Unterrichts zu geben, in dem trans- bzw. interkulturelle Texte aus und über Ost- und Mitteleuropa produktiv behandelt werden können.

Literatur

HAINES, BRIGID (2015): *Introduction: The Eastern European Turn in Contemporary German-Language Literature*. In: *German Life and Letters* 68:145-153.

WOLFF, LARRY (1994): *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*. Stanford.

Karolina Sidowska, Łódź

„Bausteine für eine Kulturgeschichte des Gettos“

DOMINIKA BOPP, SASCHA FEUCHERT, ANDREA LÖW, JÖRG RIECKE, MARKUS ROTH, ELISABETH TURVOLD (eds.) (2020): *Die Enzyklopädie des Gettos Lodz / Litzmannstadt*. Unter Mitarbeit von Nicole Widera und Martin Wiesche. Übersetzungen aus dem Polnischen von Dominika Bopp, Übersetzungen aus dem Jiddischen von Felix Tsapir und Sophie Lichtenstein (= Schriftenreihe zur Łódźer Getto-Chronik. Hg. v. der Arbeitsstelle für Holocaustliteratur (Universität Gießen) und dem Staatsarchiv Łódź). Göttingen: Wallstein. 432 S.

1941 wurde der österreichische Schriftsteller und Journalist Oskar Rosenfeld (1884-1944) aus Prag ins Getto Lodz / Litzmannstadt deportiert, das gleich nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen errichtet wurde und bis zur Auflösung im Sommer 1944 als abgeschlossenes Arbeitsgetto existierte.¹

In diesem „Krepierwinkel Europas“ (Rosenfeld zit. n. S. 338) war er im Archiv in der sog. Statistischen Abteilung beschäftigt, das u.a. an einer *Getto-Chronik* und einer *Getto-Enzyklopädie* arbeitete. Darin wurden im Getto wichtige Personen sowie einige Institutionen und sprachliche Besonderheiten verzeichnet. Dieses Fragment gebliebene Projekt informiert also über den Alltag des Gettolebens; als Ziel der Enzyklopädie nennt Rosenfeld, „Bausteine für eine Kulturgeschichte des Gettos zu liefern“ (S. 11).

Die Tages-Chronik wurde vom 12. Januar 1941 bis zum 30. Juli 1944 geführt – zuerst auf Polnisch, später auf Deutsch. Das strenge Behandlungsschema (Wetterlage, Sterbefälle und Geburten, Kriminalistik etc.) mit seinen meist knappen Informationen wurde im weiteren Fortgang durch journalistische Beiträge ergänzt, wofür u.a. Oskar Singer, ein mit seiner Familie ebenfalls aus Prag deportierter österreichischer Schriftsteller und Jurist, verantwortlich war.² Wie die *Getto-Chronik* bedient sich auch die *Getto-Enzyklopädie* einer den Inhalten äußerlichen Struktur. Eine im Archiv des Ghetto Fighter's House in Israel überlieferte Liste umfasst 1.292

Begriffe (vgl. S. 380-411), von denen 377 Lemmata ausgearbeitet bzw. erhalten sind.³

Die meisten sind auf Deutsch, einige auf Polnisch und Jiddisch, was der aus dem 19. Jahrhundert stammenden Sprachenvielfalt der Industriestadt Lodz entspricht. Die deutsche Ausgabe der *Getto-Enzyklopädie* druckt neben den Übersetzungen auch die fremdsprachlichen Typoskripte; darin weicht sie von der polnischen und der englischen Ausgabe ab.

Die früher erschienen Ausgaben der *Getto-Enzyklopädie* (polnisch 2014, englisch 2017) sind, abgesehen vom Basisbestand der alphabetisch geordneten Einträge, einander sehr ähnlich. Anders als in der deutschen Ausgabe werden aber in der polnischen und englischen Edition viele der Begriffe durch Fotos illustriert, so etwa zum Begriff „Briefmarken“ oder „Rumki“, dem Getto-Geld. Außerdem werden viele der in der deutschen Ausgabe nur kurz erwähnten Personen durch Fotos sowie Angaben zum Familienstand und zum Wohnort im Getto ergänzt. Auch einige der nicht ausgeführten Lemmata werden durch die Herausgeber*innen beigefügt, die für die polnische und die englische Ausgabe zum Teil identisch sind; so etwa „Bursa [Dormitory]“ ediert von Ewa Wiatr oder „Działki [Garden Allotments]“ verfasst von Jacek Walicki oder „Einkaufsstelle [Bank of Purchase]“ geschrieben von Walicki u. Adam Sitarek. Diese zusätzlichen Informationen – viele sind der *Getto-*

Chronik entnommen oder stammen aus den Recherchen zu diesem Projekt, das ebenfalls in deutscher, polnischer und gekürzt in englischer Sprache vorliegt – sowie die vielen Abbildungen machen aus der *Getto-Enzyklopädie* in der polnischen und der englischen Edition ein Buch, das zum Stöbern einlädt. Die deutsche Ausgabe ist demgegenüber streng dokumentarisch (mit vielen erläuternden Anmerkungen) und enthält nur einen kurzen Abbildungsteil (S. 315-332).

In seinem Beitrag zur Sprache im Getto analysiert Jörg Riecke das ‚trümmerhafte Schreiben‘ (vgl. S. 362) als Ausdruck der andauernden traumatischen Erfahrungen im Getto und weist auf Leerstellen der *Enzyklopädie* hin. Über Widerstand oder über Streiks wird ebenso wenig berichtet wie über Massenmord; in der Tarnsprache des Gettos erscheinen die Deportationen unter den Begriffen „Einsiedlung“ bzw. „Aus-siedlung“. Verwaltungsvorschriften werden durch Bekanntmachungen und Reden des Judenältesten gelegentlich erwähnt, aber nicht abgedruckt. Machtverhältnisse sind also nur implizit dokumentiert. Zu Rumkowski, dem Judenältesten des Gettos,⁴ der sich zuweilen wie dessen König aufspielte, gibt es als Person keinen Eintrag, zu seiner Funktion als „Prezes“ (Judenältester) hingegen war ein Lemma vorgesehen (vgl. S. 144). Trotz der befürchteten internen Zensur kann die Archivarbeit als Ausdruck eines Selbstbehauptungswillens der Autoren gelesen werden: Sie wollten für potenzielle spätere Leser*innen Zeugnis ablegen (vgl. Singer, zit. n. S. 363) und rangen damit, das Unvorstellbare des Gettoalltags in Worte zu fassen; nicht zuletzt für die Repräsentierbarkeit war ein chronologischer oder alphabetischer Rahmen wichtig.

Hier nun zwei Beispiele zur Gettosprache und ihrer Aufarbeitung in der *Enzyklopädie*:

„**Hoyfish**. (Adjektiv, gebildet aus dem Wort hoyf*). Vor dem Krieg war dieser Ausdruck im jiddischen Łódźer Idiotikon* als Synonym für Würde und Eleganz bekannt. ‚Er geht höfisch‘; ‚Er benimmt sich höfisch‘ soll bedeuten: Er kleidet sich wie ein Gutsbesitzer (vom Wort ‚hoyf‘ = Gut); er verhält sich wie ein Gutsbesitzer. // Im Getto ist der Ausdruck in die Gaunersprache* gelangt und bezeichnet eine Sache, mit der man sich nicht offen zeigen kann, sondern nur auf abseitigen Wegen, auf Höfen usw. [...]“ (S. 91). Auf die anschließenden Redewendungen wurde hier ebenso verzichtet wie auf die mit * gekennzeichneten Anmerkungen; dieser Artikel wurde von Józef Zerkowicz (J.Z.) auf Jiddisch verfasst.

„**Ivan blust schojfer*** Eine populäre Wendung im Volksmund, angewendet in den Fällen, wo innerjüdische Angelegenheiten, von nichtjüdischen Behörden als zuständig erledigt werden. Im Getto wurde der Ausdruck in den Fällen gebraucht, wo die innerjüdischen Differenzen durch Eingreifen der Gettoverwaltung liquidiert wurden. Besonders bezog sich der Spruch ‚Ivan blust schojfer‘ auf die Affäre vom 18. November 1943, die damit endete, dass die Gettoverwaltung die gesamte Lebensmittelverteilung an die jüdische Bevölkerung, ohne Berücksichtigung der spezifischen Gettoverhältnisse, vornahm und dadurch Unklarheit in diesem Bereich der Getto-Autonomie brachte. // O. R. [Oskar Rosenfeld]“ (S. 95).

Wegen der notorisch knappen Lebensmittel spielte deren Verteilung im Getto eine große Rolle; auch Begriffe aus dem medizinischen und sanitären Bereich finden sich häufig in der *Enzyklopädie*. Die meisten Einträge sind allerdings Personen gewidmet (208 ausgearbeitete Lemmata); Roth vermutet, dass hier die Informationsbeschaffung vergleichsweise leicht war (vgl. S. 374). Um den Alltag im Getto ver-

ständig zu machen, wurde ein „Schwerpunkt auf gettosprachliche Phänomene und eine Erklärung der vielen verschiedenen Institutionen und Einrichtungen im Getto gelegt“ (S. 376). Rumkowski versuchte durch Arbeit, d.h. durch Produktivität für die Besatzer (die deutsche Wehrmacht, Neckermann u.a. Unternehmen) das Überleben des Gettos zu sichern; deshalb werden die unterschiedlichen Produktionsstätten (Ressorts) verzeichnet. Das markiert die verwaltungskonforme Seite des *Enzyklopädie*-Projekts, während andererseits das zusammengetragene dokumentarische Material für die kulturhistorische Forschung einen eigenen Wert beanspruchen darf.

Wie liest man eine Enzyklopädie? Wohl kaum von A bis Z. Man konsultiert ein Wörterbuch oder ein Lexikon, wenn man etwas wissen will. Meine Frage ist die nach den Frauen im Getto von Litzmannstadt. Sie bestimmt meinen Leseweg durch die *Enzyklopädie*. Prominent verzeichnet werden die Ehefrau des Judenältesten und die seines Bruders Josef Rumkowski (* 1884). Er war verheiratet mit Helena (* 1893), die für ihr soziales Engagement von Henryk Neftalin, dem Leiter des Archivs, sehr gelobt wird. Zuerst hatte sie „das Protektorat über die Intelligenzküche, die im Juni 1940 entstand“ (S. 163); dabei handelt es sich um eine Art Gemeinschaftsküche, die „besonders gut mit Lebensmitteln versorgt“ war und „für Personen aus Intelligenz- und einst angesehenen bürgerlichen Kreisen gegründet“ worden war (S. 94). Später engagierte sich Helena Rumkowski für die Verwaltung der Heime und „übernahm [...] auch das Protektorat über die Bursen“ (S. 164) und das Jugendressort. Die traditionell für jüdische Familien geltende Trennung von öffentlich und privat, die die Frauen zum Mittelpunkt des Familienlebens machen, sind im Getto offensichtlich außer Kraft gesetzt. Die sozial-karitati-

ven Aufgaben Helena Rumkowskis zeigen eine Verschiebung der Geschlechterrollen: Frauen werden nun zum Teil des öffentlichen Lebens. Das belegt auch der zweite berühmte Fall:

„**Weinberger-Rumkowski Regina**, Frau des Ältesten der Juden im Getto von Litzmannstadt (Heirat mit ihm am 27. Dezember 1941). Geb. am 22. Mai 1907 in Łódź. 1931 beendet sie die juristische Fakultät an der Warschauer Universität. [...]“ (S. 194). Anfangs arbeitete sie als Rechtsberaterin des Präses und war auch am Gettogericht beschäftigt, wo sie sich insbesondere um Scheidungsangelegenheiten kümmerte, und zwar als „offizielle Verteidigerin des Ehebundes. [...] Konsequenz, mit großer Logik und rhetorischem Talent schmettert sie die Behauptungen der Kläger ab, und nur selten lässt sie ein Scheidungsurteil zu, wenn der Prozess ein Resultat der gettospezifischen Bedingungen ist oder wenn das Ehepaar Kinder hat und die Scheidung der Eltern einen negativen Einfluss auf die weitere Entwicklung und Erziehung hätte“ (S. 194).

Außer diesen beiden längeren Einträgen (für Helena Rumkowski gibt es sogar drei unterschiedlich lange, inhaltlich aber sehr ähnliche Einträge) werden in der *Getto-Enzyklopädie* drei Juristinnen aufgeführt: Romea Bytenska, Rachel Cygielman und Helena Motyl; diese lebte im Getto zusammen mit ihren Eltern und ihrem Bruder, überlebte und blieb nach dem Krieg in Łódź. Ebenfalls einen recht kurzen Eintrag bekommt die Abteilungsleiterin Roma Morawiecka; in der englischen und der polnischen Ausgabe wird auch ihre Arbeitskarte mit Foto abgedruckt. Dass alle Erwachsenen sowie die Jugendlichen und zuweilen auch Kinder zur Arbeit gezwungen waren – nur so konnte man sich eine dringend benötigte zusätzliche Suppe sichern – wird in der *Enzyklopädie* also nicht ange-

messen abgebildet. Die Erwähnung der einen Abteilungsleiterin verweist allerdings auf die Leerstelle der in Punkto Arbeit verordneten Gleichheit der Geschlechter. Zwar gibt es eine Hierarchie der Funktionen, aber aus der *Getto-Chronik* wissen wir, dass eine ganze Reihe von Frauen leitende Aufgaben in den Ressorts wahrnahmen. Die genannten Frauen markieren also die Spitze des Eisbergs. Auf Alice de Buton (1901-1953) als Mitarbeiterin des Archivs – sie ist die einzige Frau in dieser Runde – und auf Lucille Eichengreen (1925-2020) als Sekretärin weist Sascha Feuchert im Nachwort hin (vgl. S. 353f. u. S. 351); außerdem bekannt ist Dora Fuchs, die Sekretärin von Chaim Rumkowski, von der allerdings keine Texte überliefert sind.

Trotz der sehr geringen Repräsentanz von Frauen ist die *Getto-Enzyklopädie* unter Gendergesichtspunkten interessant, denn beim generischen Maskulinum vieler Einträge müssen die Frauen mitgedacht werden, so etwa bei „Hilfsarzt“. Hier wird erläutert: „Im Juni 1942 – 16 Personen / 14 Männer, 2 Frauen, Jahrgänge 1907-1919/, 5 von ihnen erfüllten die Aufgaben von Lokalärzten“ (S. 91). Für den Eintrag „Häftlinge“ erfolgt keine Geschlechterspezifizierung; in diesem Fall hilft aber die Konsultation der *Getto-Chronik* weiter, wo in der Kriminalstatistik zwischen Männern und Frauen oft unterschieden wird. In den biographischen Ergänzungen der polnischen und der englischen Ausgabe der *Getto Enzyklopädie* werden die Familien der verzeichneten Männer meist mitgenannt und so erfahren wir über deren Eltern, ihre Ehefrauen und ihre Kinder, Söhne oder auch Töchter. Dadurch wird man an deren Existenz im Getto Litzmannstadt erinnert: Das Arbeitsgetto war kein Männerlager.

In der *Getto-Enzyklopädie* sind die Frauen überall ‚versteckt‘. Mein Leseweg ist also keine Abkürzung, sondern erfordert genaue Lektüre. „Die Sterblichkeitsrate der Männer ist viel höher als die der Frauen“ (S. 207), heißt es im Eintrag „Zgony w Gecie“ (Todesfälle im Getto), der ausführlich informiert und zwischen den ‚Einheimischen‘ und den ‚Eingesiedelten‘ unterscheidet. In der Wissenschaftlichen Abteilung, die „ein ständiges ostjüdisches Museum zu schaffen“ versuchte, waren „[z]wei Maler, zwei Graphiker und achtzehn kunstgewerblich geschulte Frauen, zumeist aus Deutschland“ am Werk (S. 200f.). Im Eintrag „Gästeheim“ erfahren wir von aus dem sog. Altreich eingesiedelten „Witwen bedeutender Männer“ (S. 73). Besonders der von Peter Wertheimer verfasste Eintrag „Familienleben“ ist aufschlussreich: „Das jüdische Familienleben das verdienntermassen Welt-ruf genießt, hat im Getto eine schwere Probe zu bestehen“ (S. 67). Da Männer und Frauen arbeiten müssen, leidet die Erziehung der Kinder, wegen der sehr beengten Wohnverhältnissen fehlt es an Privatsphäre, der ständige Hunger und der allgegenwärtige Terror tun ein Übriges. „Die edelste Tragödie und die fratzenhafte Verzerrung stossen hart an- und ineinander – wie überall im Getto“ (S. 68). Eine gendekritische Analyse ist das noch nicht, aber die *Enzyklopädie* liefert dazu viel Material, das aufbereitet, weiter kontextualisiert und dann ausgewertet werden kann. Lediglich bei zwei Einträgen werden die Frauen ausdrücklich genannt: „**Instruktor /Instruktorin/** Fachleute in den Betrieben, deren Aufgabe es war, Arbeiter und Arbeiterinnen einzuschulen und die Güte der Produktion zu überwachen“ (S. 94). „**Heimarbeiter/in Chalupniczka**. Personen, fast ausschließlich Frauen /es gab nur einige wenige invalide Männer, die auch Heimarbeiter waren/, welche in regelmäßigen

Zeitabschnitten, gewöhnlich einmal in der Woche, von den Arbeits-Ressorts ein Pensum zur Aufarbeitung im eigenen Heim erhielten, das sie termingemäss abzuliefern hatten. Als Entgelt erhielten sie die tägliche Suppe /ohne Zusatz/ und den entsprechenden Akkordlohn. Sie galten als im ordentlichen Arbeitsverhältnis stehend“ (S. 88).

Scheint Heimarbeit zuerst als minderwertig im Vergleich zur Arbeit der Männer, waren doch die Frauen gleichermaßen zur Arbeit gezwungen und darauf angewiesen, eine zusätzliche Suppe und ein erhöhtes Gehalt zu bekommen. Ausdrücklich werden diese Heimarbeiterinnen als die geheimen Heldinnen des Alltags im Getto gewürdigt, denn sie sind die Garanten für Humanität. „Unter diesen Frauen sind die ‚unbekannten Heldinnen‘ des Gettos. Neben ihrer entlohten Arbeit leisteten sie die ganze Hausarbeit nicht nur für ihre eigene Familie, sondern häufig noch für fremde Menschen, die sich ihnen angeschlossen haben. Sie haben so die letzten Reste des Familienlebens gerettet, in unzähligen Fällen auch das Leben selbst der durch die schweren Bedingungen bedrohten Kranken und Schwachen“ (S. 88). Die Frauen ganz konventionell als das der Sittlichkeit stärker verpflichtete Geschlecht zu würdigen – das seit der Aufklärung im 18. Jahrhundert für Frauen geltende Stereotyp – scheint ein konservatives Frauenbild zu bestätigen, erhält aber im Zusammenhang des Gettos eine etwas andere, verschobene Bedeutung. Den Heimarbeiterinnen (und damit potentiell allen arbeitenden Frauen) wird eine gewisse Handlungsmacht zugeschrieben – das ist gegen ein verallgemeinerndes Opfernarrativ gerichtet. Außerdem wird ihnen das normalerweise den Männern vorbehaltene Heldennarrativ zugewiesen. Moralische Bewährung im Getto war für alle schwierig; das belegen die Tage-

bücher aus dem Getto und andere autobiografische Zeugnisse.

Eine Enzyklopädie stellt eine Ordnung des Wissens her. In alphabetischer Reihenfolge werden ganz unterschiedliche Inhalte präsentiert. Die Liste der Stichwörter zeigt ein disparates Bild: Von „A, B, C – Rayone [Bezirk] /siehe: Getto – A, B, C./“ und „Abbruchstelle“ (S. 16) bis Bernard Żmigrod, dem stellvertretenden Leiter der Bauabteilung, und Józef Żurkowski, dem Leiter der Hausschuh-Abteilung III (vgl. S. 212). Da das Projekt der *Getto-Enzyklopädie* nicht ausgearbeitet werden konnte, haben wir es mit einem Fragment gebliebenen Netz des Wissens mit vielen großen Löchern zu tun. Insofern ist die *Getto-Enzyklopädie* ein imposantes Dokument einer durch Krieg und Gewalt, durch Terror und Deportation zerstörten Ordnung und zugleich ein Versuch, durch Kulturtechniken im Zentrum der Barbarei gegen die oktroyierte Entmenschlichung anzuschreiben.

Literatur

FEUCHERT, SASCHA / LEIBFRIED, ERWIN / RIECKE, JÖRG (eds.) (2007): *Die Chronik des Gettos Łódź, Litzmannstadt*. 5 Bde. In Kooperation mit JULIAN BARANOWSKI, JOANNA PODOLSKA, KRYSZYNA RADZISZEWSKA und JACEK WALICKI. Unter Mitarbeit von IMKE JANSSEN-MIGNON, ANDREA LÖW, JOANNA RATUŚIŃSKA, ELISABETH TURVOLD und EWA WIATR. Göttingen.

LOEWY, HANNO / SCHOENBERNER, GERHARD (eds.) (1990): „*Unser einziger Weg ist Arbeit*“. Eine Ausstellung des Jüdischen Museums Frankfurt am Main in Zusammenarbeit mit Yad Vashem. The Martyr's and Heroes Remembrance Authority und Archivium Państwowe Łódź [u.a.]. Wien.

RADZISZEWSKA, KRYSZYNA / SITAREK, ADAM / WALICKI, JACEK / WIATR, EWA in Kooperation mit PIOTR ZAWILSKI (eds.) (2014):

Rezensionen

Encyklopedia getta: niedokończony projekt archiwistów z getta łódzkiego. Łódź 2014. SITAREK, ADAM / WIATR, EWA (eds.) (2014): *Encyclopedia of the Ghetto. The Unfinished Project of the Łódź Ghetto Archivists*. With

the cooperation of ROBERT M. SHAPIRO, PIOTR ZAWILSKI, JACEK WALICKI. Übersetzt von Katarzyna Gucio, Łukasz Płes und Robert M. Shapiro. Łódź.

Carola Hilmes, Frankfurt a.M.

¹ Für genauere Informationen zum Getto Lodz/Litzmannstadt siehe das Nachwort von Andrea Löw (S. 338-348).

² Für genauere Informationen zum Archiv als Dokumentationszentrum und seinen Mitarbeiter*innen siehe das Nachwort von Sascha Feuchert (S. 349-355).

³ Zur „Konzeption und Überlieferung“ siehe das Nachwort von Markus Roth (S. 373-379).

⁴ Vgl. DAN DINER: Jenseits des Vorstellbaren – der „Judenrat“ als Situation (vgl. LOEWY / SCHOENBERNER 1990:32-40).



© by the author, licensee Lodz University – Lodz University Press, Lodz, Poland. This article is an open access article distributed under the terms and conditions of the Creative Commons Attribution license CC BY-NC-ND 4.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>)
